

Verleihung des
Adelbert-von-Chamisso-Preis 2006 der Robert Bosch Stiftung
am 16. Februar 2006 in der Allerheiligen-Hofkirche, Residenz
München

Volker Hage

Laudatio auf

Eleonora Hummel –
Adelbert-von-Chamisso-Förderpreisträgerin
2006

Sperrfrist: 16. Februar 2006, 19 Uhr

Es gilt das gesprochene Wort!

Was fasziniert an diesem Roman? Ist es der Stoff, der fremd ist und doch mit deutschen Themen, mit deutscher Sprache so viel zu tun hat?

Es mehren sich ja in unserer Literatur die Geschichten, die von den Rändern kommen, die ihre Wurzeln in fernen Regionen haben und gleichzeitig mit deutscher Geschichte, besonders der des 20. Jahrhunderts, unentwerrbar verknüpft sind. Und es zeigt sich: Es gibt unendlich viel zu erzählen.

Hier, in Eleonora Hummels Debütwerk „Die Fische von Berlin“, sind es Rußlanddeutsche, die in der Sowjetunion zu überleben versuchen, was nicht allen von ihnen gelingt, die sich anzupassen versuchen und später ihre Hoffnung haben, ihre Fluchtphantasie, die einen Namen trägt: „Deutschland“.

Vergeblich sucht die kleine Heldin und Ich-Erzählerin in ihrem Schulatlas nach diesem Sehnsuchtsland und findet es nicht. Alina Schmidt heißt das rothaarige und sommersprossige Mädchen, im Paß der Mutter steht: „Nemka“ (Njemka), Deutsche.

Es ist die Zeit des Afghanistan-Krieges, wohlgemerkt: des sowjetischen Kampfes gegen die dortigen Aufständischen. Alina freut sich derweil über ihre Schulerfolge, besonders gut ist sie in Russisch – was die Lehrerin vor der Klasse um so bemerkenswerter findet, „als Russisch nicht deine Muttersprache ist“. Dieses Lob nun wiederum ist der Schülerin äußerst peinlich, denn Kinder sehen sich ungern zum Außenseiter gestempelt. Ohnehin verführt Alinas Nachname die anderen dazu, sie gern einmal als „Faschistin“ zu bezeichnen, und sei es nur im Spiel, wo sie den Feind darzustellen hat.

Ihr Vater, Schneider von Beruf, hat schon seit vielen Jahren einen Antrag auf Ausreise laufen, den er unermüdlich erneuert. Alinas große Schwester Irma ist da skeptisch: „Ich denke nicht daran, alles aufzugeben, nur weil unser Vater glaubt, anderswo wäre er willkommen.“ Aus Trotz heiratet sie einen Russen, um endlich ihren deutschen Namen loszuwerden. Viel hat sie von ihrem Mann nicht, denn er wird unverzüglich nach Afghanistan eingezogen.

Doch das alles ist nur ein Teil der Geschichte, die Ebene der Erzählgegenwart. Alina nämlich ist neugierig, sie fragt nach der Familiengeschichte. Jeden Sonntag besucht sie ihre Großeltern und bestürmt den wortkargen Mann, den sie für

ihren Großvater hält, ihr doch einiges zu erklären. Sie ahnt, daß er nicht einfach wie die anderen Großväter als Held und Kriegsveteran für einen Schulaufsatz taugt. Warum trägt er keine Medaillen? Warum geht er nicht wie die anderen Alten im Lebensmittelladen an der Schlange vorbei und wird wie sie bevorzugt behandelt? Und warum humpelt er?

Fragen über Fragen. Und die Zeit drängt. Um dem schon bald volljährigen und damit wehrtauglichen Bruder Alinas ein ähnliches Los wie das des Schwiegersohns zu ersparen, verstärkt der Vater seine Bemühungen um Ausreise. Jeden Tag kann der begehrte Brief eintreffen. Und der vermeintliche Großvater ist von seinen Geschichten jeweils schnell erschöpft. „Bisher wollte sie niemand hören, am wenigsten ich selbst“, sagt er zu Alina.

Das bringt Dynamik in den Roman: Die Episoden aus der Gegenwartsebene sorgen für das retardierende Moment, für Spannung. Die sonntäglichen Erzählstunden bieten die eigentliche Geschichte. Die Autorin setzt hier geschickt auf das bewährte Prinzip des Fortsetzungsromans – und natürlich sorgt sie am Ende dafür, daß der Kreis sich schließt, daß die alten Geschichten erzählt sind, bevor die Familie dann tatsächlich nach Deutschland ausreisen wird.

Freilich: Schon im ersten Absatz des Romans wird deutlich gemacht, daß die Erzählerin nicht glaubt, alles erfahren zu haben: „Selbst heute verläßt mich nicht das Gefühl“, heißt es gleich zu Beginn, „daß zwischen dem, der mein Großvater war, und mir etwas unausgesprochen geblieben ist.“

Dabei ist die Lebensgeschichte dieses Mannes wahrlich stark und erschütternd genug. Und sie kann hier nur andeutungsweise nachgezeichnet werden.

Er wuchs in einem Dorf auf, nicht weit von Stalingrad entfernt. Er wurde – und das hatte zunächst nichts mit seiner Deutschstämmigkeit zu tun – 1937 zum Opfer der „Großen Säuberung“ unter Stalin. Man holte ihn wie seinen Vater und seinen Bruder einfach ab. Das Prinzip, nach dem vorgegangen wurde, erklärt der Alte seiner jungen Zuhörerinnen mit einfachen Worten:

„Tags kamen sie in die Häuser, legten ein Blatt Papier vor den Hausherrn und sagten: Gib uns die Namen von zehn Volksfeinden, und wenn es nur neun sind, dann bist der zehnte *du*. [...] Es gab keine Regeln außer: *Es kann jeden treffen*.“

Der Hitler-Stalin-Pakt mag der Grund dafür gewesen sein, daß er und sein Bruder dann zunächst wieder frei kamen. Der Bruder Konrad gründete bald eine Familie, es blieben ihm 23 Monate als Familienvater. Dann kam der Krieg. Die beiden jungen Männer, als unzuverlässig eingestuft und zum Arbeitsdienst geschickt, verloren sich bald aus den Augen. Konrad sollte nie in sein Dorf zurückkehren.

Sein Bruder aber, Alinas geduldiger Erzähler, hatte das Schlimmste noch vor sich: Zwar wurde er von den deutschen Besatzern im Alter von 23 als Bürgermeister des Dorfes eingesetzt, doch dann mußte er die anrückenden Sowjettruppen fürchten und flüchtete nach Berlin – im Osten der Stadt kam er bei einem Bauern unter, verliebte sich in dessen Tochter und ging oft an den nahen See, in dem jene Fische schwammen, die dem Roman den Titel gegeben haben.

Der Kontakt mit Deutschen zeigte ihm übrigens, wie fremd ihm die lebendig deutsche Sprache eigentlich doch war. Alina gegenüber erklärt er es so:

„Zum ersten Mal hörte ich aus einem fremden Mund richtiges Deutsch. Das Deutsch, das ich in der Dorfschule gelernt hatte, erinnerte mich an Konserven, die zu lange im Keller gestanden und einen seltsamen Geschmack angenommen hatten.“

1945 wurde er von der sowjetischen Miliz verhaftet und zu 25 Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Die Schilderungen dieser Zeit sind wahrlich ein Kapitel für sich, und selbst durch den doppelten Filter von Erinnerung und Erzählung wird der durch Willkür und Todesnähe provozierte Schrecken greifbar. Erst 1957 stand er vor seiner Schwägerin, die ihn immerhin noch erkannte. Er blieb einfach bei ihr, „geheiratet haben wir nicht“, sagt er zu Alina. Es war auch nicht nötig: „Wir trugen denselben Namen.“

Der, den sie für ihren Großvater hielt, ist also in Wirklichkeit nicht der leibliche Vater ihrer Mutter, sondern dessen Bruder. Aber spielt es eine Rolle? Nach einer kleinen Weile der Irritation, akzeptiert die 12jährige die etwas andere Realität. „Wer fragt, muß die Antwort ertragen lernen“, erkennt sie tapfer.

Ist es also der interessante Stoff, das Thema, das diesen Roman auszeichnet? Gewiß, aber keineswegs ausschließlich. Faszinierend ist ebenso die für ein De-

büt verblüffende Kunstfertigkeit, die Konstruktion des ganzen – und der durchgehaltene Ton, der dem Schrecken des Erlebten und Erinnernten eine kindliche Neugier entgegensetzt, ja einen menschenfreundlichen Humor, der ganz in der Erzählhaltung aufgegangen ist.

Gerade erst wurde in der sonntäglichen Kolumne des verehrten Kollegen Reich-Ranicki die Leserfrage nach dem Humor in der deutschen Literatur beantwortet – natürlich auch mit Thomas Mann und dessen Überzeugung, daß das Humoristische „das Wesenselement des Epischen“ sei. Zwar gelte die deutsche Literatur, so Reich-Ranicki, als humorlos, doch er wage die Vermutung, „daß von der englischen abgesehen, kaum eine Literatur der Welt so viel Humor habe wie die deutsche.“

Natürlich sprach Reich-Ranicki, sprechen wir hier nicht von schenkelklopfendem Brachialhumor, sondern von jener feinen Durchdringung, die mit Zitaten nur schwer faßbar ist und mit raschen Pointen wenig gemein hat.

Unter den zeitgenössischen Erzählern sind es vielleicht am ehesten Wilhelm Genazino und Hans-Ulrich Treichel, die einen verwandten Ton treffen: auch bei ihnen, in ihren Erzählungen und Romanen gibt es diese epische Kunst, die den Leser nicht nur fesselt, sondern ihm auch das Gefühl einer klugen Gelassenheit vermittelt.

Am Ende steht die Erzählerin in Berlin an einem See, ohne zu wissen, ob es der richtige ist (das wäre ein großer Zufall); angekommen ist sie mit den Eltern noch in der DDR, mittlerweile ist die Mauer gefallen, der Westen steht ihr offen. Darüber wird sie vielleicht ein andermal erzählen, die große Alina – oder vielmehr ihre Erfinderin, die großartige Erzählerin Eleonora Hummel, die 1970 geboren wurde und mit zehn Jahren aus dem Nordkaukasus mit ihren Eltern nach Dresden übersiedelte. Was sie hier seither erlebt und wahrgenommen hat, auch darüber möchte man gern etwas von ihr hören.